

Wulf Emmo Ankel

Wie bin ich ein Biologe geworden? *

Mit dem Thema „Wie bin ich ein Biologe geworden?“, das der Octogenarius sich gestellt hat, ist der Versuch gemeint, etwas davon zu sagen, wie — entlang der Ordinate der Zeit und im Schicksalsfeld der Welt — das Werden eines Spiegelbildes eben dieser Welt erlebt worden ist, das Werden einer inneren Gegenwelt. Daten und Fakten werden dann in die dienende Rolle verwiesen, die ihnen bei diesem Werden und für dieses Werden einer geistigen und seelischen Selbstheit zukommt.

Von diesem Innen etwas zu äußern, in diesem Sinne eine confessio zu geben, das Unternehmen hat seine Grenzen. Es hat die Grenze der Unzulänglichkeit des Wortes, es hat die Grenze der Verhaltenheit von der Selbstbewahrung her, es hat die Grenze der Warnung, die der Sprechende sich gibt, er dürfe sich selbst nicht für exemplarisch halten. Eine „Äußerung“, eine Öffnung zwischen diesen Zäunen, kann nur dann ihre größte mögliche Offenheit erlangen, wenn von denen, die ihm zuhören, dem Sprechenden das Kostbarste dargeboten wird, was es im Humanum gibt: Sympathie im tiefsten Sinne des Wortes, in seiner Bildung aus dem „syn“ und der Unübersetzbarkeit des „pathein“. Für dieses Angebot aber bedarf es nach dem, was bisher heute hier gesagt worden ist — weiß Gott! — keines Beweises. Vor den Wellen, die auf mich zukommen, bleibt mir dann nur die letzte Auflage, standzuhalten, die *contenance* zu bewahren.

So sei es gewagt! Das Wagnis ist nicht neu: 1963, vor 14 Jahren, habe ich schon einmal mit gleicher Themensetzung gesprochen. Vor einem Kreis von Freunden, deren Gemeinsamkeit einen anderen Ursprung hat als unsere, hier und heute, den Ursprung der Zugehörigkeit zur Generation der ersten Jugendbewegung, der Generation vom Hohen Meißner. In der Volkshochschule Klappholttal auf Sylt sind die Gehalte der Meißner-Formel, soweit sie zeitlos sind, heute noch lebendig. Dort habe ich über viele Jahre, nach dem Sommersemester, eine Vortragswoche gehalten. Daß das möglich war, bedeutet viel für das Werden zu einem Biologen, wie ich einer geworden bin. Wenn mir immer wieder bestätigt worden ist, ich sei durch meine Vorlesung in besonderer Art wirksam geworden — dort habe ich es gelernt. Denn wenn man vom Wissen zur

Sinngebung des Wissens führen will, dann ist nirgendwo die Verantwortung größer als vor Nichtwissenden, vor Laien. Einer meiner Hörer in Klappholttal kam nach Abschluß der Woche, nach dem, was man dort meine „Sonntagspredigt“ nannte, zu mir und bedankte sich: Ich hätte ihn zu einem „erschrockenen Staunen“ geführt, das ihm bisher unbekannt gewesen sei. Nichts konnte mir gesagt werden, was mich mehr gefreut hätte. Ich würde mein eigenes Dasein billig geben, hätte es mich nicht zu steigenden Stufen des Staunens geführt. Und meine Vorlesungen, meine Abhandlungen und Reden würde ich billig geben, hätte ich nicht durch sie andere zum Staunen aufwecken können.

Wenn ich im Folgenden Gedanken und Formulierungen meiner Sylter Rede von 1963 wieder aufnehme, umgeformt freilich von einer neuen Stufe her, so löse ich damit auch ein Versprechen ein, das ich meinen Schülern gegeben habe. Es steht in der Rede, die ich — fast genau vor fünf Jahren — gehalten habe, um mich für das beglückendste Geschenk zu bedanken, das mir von meinen Schülern bereitet wurde: Unser Treffen im Institut für Photoanalyse in Hofgeismar und auf der Saba-Burg. Schenken Sie mir bitte heute dazu noch die Freiheit, mit dem Verbum „danken“ sparsam umzugehen, damit es sich durch immer wiederholtes Gestammel nicht entleere — alles, was ich über die Sinngebung des Dankens zu sagen vermag, steht in meiner „Dankenden Rede“ vom 14. Oktober 1972.

Biologe werden zu wollen und dann ein Biologe zu sein, bietet keine Chancen an, keine Chancen im bürgerlichen Sinne. Das ist gut für die Biologie und gut für die Biologen! Das Dasein eines Biologen wurzelt in Strukturen, die weit, unmeßbar weit, vor rationalen Prüfungen und vor Entschlüssen liegen, die sich auf materielle Sicherungen, die sich auf eine „Position“ beziehen. Ich darf hier gleich zu Beginn im Freimut gestehen, daß ich das Ziel eines Ordinarius der Zoologie, der ich dann geworden bin, am Beginn meines Weges auch in meinen kühnsten Hoffnungen nie vor mir gesehen und erst spät überhaupt für möglich gehalten habe. Noch wesentlicher ist, daß ich einen — nach menschlichem Ermessen — sicheren Weg zu einer guten Pfründe, zu der eines staatlichen Forstbeamten, in klarem Entschluß verlassen habe, sobald mir deutlich geworden war, in diesem amtlichen Rahmen bleibe kein Raum zur Entfaltung dessen, was, wenn auch noch mit unscharfen Konturen, als Aufgabe vor mir stand. Zum Entsetzen der Verwandtschaft wählte das junge Studentenehepaar, in herrlicher Einigkeit seiner Auffassung vom Leben, den Weg völliger Ungesicherheit. Es hat, in 57 Jahren, in und zwischen uns nie eine Stunde der Reue über diesen Entschluß gegeben.

Die Kraft aus dieser Gemeinsamkeit, die daran deutlich wird, sie allein hat es ermöglicht, daß ich heute hier stehe und das sagen kann, was ich glaube sagen zu müssen. Sie hat uns noch ein zweites Mal der Verlockung einer materiellen Sicherung widerstehen lassen. Ich zitiere meine Frau: „Kannst Du dort arbeiten was Du willst?“ — „Nein!“ — „Dann gehen wir da nicht hin!“

Uns hat sich, in einem so langen Leben geschenkter Gemeinsamkeit, als Motto bewährt, was wir einmal im Stammbuch einer Freundin aus der Jugendbewegung fanden:

„Wer um Haaresbreite
Seinen Weg versehn,
Muß um Meeresweite
In die Irre gehn.

Alle Wege münden
In den einen ein:
Sein Gesetz zu finden
Um ihm treu zu sein.“

Wie war es also? Wie waren die ersten Symptome des „So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen“, die viel später der Biologe erst begreift, wenn er die Genetik verstanden hat. Und, wie waren dann die Kräfte, die das Schicksalsgeschenk der Anlagen bei ihrer Entfaltung im Schicksalsfeld zur Form gebracht haben?

Bis zur Stufe der klaren Bewußtheit über den Sinn des Wortes vom Pfunde, mit dem du wuchern sollst, sind die anderen, Eltern und Lehrer, die Gärtner mit Schutz und Schere.

Sicher sind es dieselben Anlagen, die den Vater eine Schmetterlingsammlung haben anlegen und bewahren lassen, für einen Sohn bewahren, die gleichen, die diesen immer wieder zur Betrachtung des Kastens ziehen. Vor der Gewalt der lateinischen Namensgebung, die ihm wieder der Vater vermittelt, erschrickt der Knabe freudig. „Papilio machaon“ gibt dem tändelnden „Schwalbenschwanz“ eine tiefere, eine fast statuarische Bedeutung. Diese Begegnung mag symbolisch sein dafür, daß der Betrachter aus 60 Jahren Abstand die Ausbildung auf einem humanistischen Gymnasium alten Schlages, die der Knabe empfing, für einen unfortdenkbaren Bestandteil seines Biologenweges hält.

Die gleichaltrigen Vettern fangen Schmetterlinge und nehmen den Knaben mit. Das Bild der blühenden Wiese prägt sich für sein Leben. Die Vettern haben auch ein Aquarium. Eine lenkende Entscheidung: Der Vater sagt nicht „Allotria“, wengleich er, selbst ein strenger Lehrer, der Meinung ist, die Leistungen in der Schule dürften besser sein, son-

dern er kauft einen Glasbehälter, Sand und Pflanzen. Und aus dem gleichen Tümpel, aus dem der Vater als Knabe seine Stichlinge fing, fängt er sie jetzt wieder mit seinem Sohn für ihn.

Die Mutter, das Landkind, im Rationalen kindlich hilflos, im Naturhaften kindlich sicher, erschrickt doch vor dem Zornesausbruch des Knaben: Man hat beim Umgraben des Gartens auf den Lerchensporn nicht geachtet, auf seinen Lerchensporn, *Corydalis cava*, vom Auwalde eingeholt und als Einzelwesen geliebt. Die fast eifersüchtige Liebe zu jedem Lebewesen, das er sich vertraut gemacht hat, sie hat begonnen. Damit beginnt die Kette von Begegnungen mit Pflanzen und Tieren, die im Rückblick wie eine Achse des Daseins erscheint, weil auf ihr in zeitlicher Folge die gefundenen und mit letzter Intensität seelisch in Besitz genommenen Perlen stehen.

Es ist wieder der Vater, der die reine Entdeckerlust zum wirklichen Entdecken hinzuleiten versteht. Er führt den Knaben vor eine Pappel und weist ihm einen herabhängenden Zweig: „Siehst du was?“ „Ja, Blätter!“ „Siehst du wirklich nicht mehr?“ Dann endlich, und nur, weil es ihm abgefordert wird, sieht der Zehnjährige die Raupe des Pappelschwärmers, die ein Tarnkleid hat. Die Selbsterziehung zu bohrender Genauigkeit des Hinsehens beginnt und damit die selbstkontrollierte Vertiefung des Beobachtens. Sie ist für den Biologen ein entscheidender Anteil seiner Erziehung. Sehen muß er lernen. Da bleibt er lange ein Schüler, so lange, als er mit Verblüffung, später mit Ärger, hinnehmen muß, daß ein Anderer einem beliebigen Gegenstand mehr abzusehen versteht als er selber.

Auch die Mutter bringt Weltoffenheit mit und den herrlichsten Raum für den Eroberungsdrang des Knaben, den alten Park des großen Gutes, in dem sie selbst Kind war und groß wurde, in der Fuge der Jahreszeiten, aus der sie alle Takte und Passagen kennt und liebt. Herrlichste Zeit der streunenden Eroberung in den Sommerferien dort oben am Ostseestrand. Sehr viele Jahre kann der Knabe noch nicht gezählt haben, als er, bei der ersten Fahrt mit Pferd und Wagen zum Badestrand, im neuen Feriensommer, einen fast schmerzhaften Schlag der Freude empfand: Der steigende Weg gab den Blick über die Knicks und Koppeln auf die Blänke des Meeres frei. Später, bei der Lektüre der *Anabasis* des Xenophon in der Schule, hat ihm niemand erklären müssen, warum die Griechen nach langem Marsch durch dürres Land „*Thalatta, Thalatta!*“ riefen. Die unwegdenkbare Beziehung zum Meer, hier nahm sie ihren Anfang.

Der Park, die Eschen und die Linden, die Felder und das Meer. Der Knabe liest *Löns* und darf ein kleiner *Löns* sein. Er bekommt eine Flinte. Faszination der Waffe, Faszination ihrer Wirkung, Faszination

des Lauerns. Die Abende vor dem Reisighaufen, in dem die Marder knurren, der Abendhimmel voller Fledermäuse.

Manches zeigt sich hier zum ersten Male, manches davon wird entwickelt und dann zu einem Bestandteil, manches andere wird umgeformt oder ausgeschieden. In der Rückschau ist es immer die unbewußte Kontrolle von innen her, ob etwas passend sei. Im Grunde ist immer das Wissen des Innen gegenwärtig, ob etwas Angebotenes anzunehmen sei. Die Ablehnung, das Sträuben, bleibt während des ganzen Lebens ein ganz unbeschreibbares, aber vertrautes Warngefühl. So wird das täglich um Steinchen wachsende Mosaikbild das Außen, der Welt, zum Spiegel im Innen vorbereiteter Möglichkeiten. Noch eines wird in der Rückschau ganz deutlich: Der Ausbau des Bildes überspringt keine Zwischenräume, neue Felder werden erst besetzt, wenn sie zum Erfülltwerden reif geworden sind. Im Großen und Sachlichen bedeutet dies, daß später im Leben keine Position eingenommen wird, zu der nicht die adaequaten Kräfte vorhanden gewesen wären. Und noch etwas: Die zur Reifung und Prüfung notwendigen Begegnungen und Erlebnisse kommen oft, als seien sie zur rechten Stunde herbeigerufen. Erst spät findet der Erwachsene bei *Wilhelm von Scholz* dafür den Begriff der „Anziehungskraft des Bezüglichen“ und beläßt seine Hintergründigkeit bis heute in ihm. Durchbrochen wird die Ausgewogenheit zwischen den Angeboten des Schicksalsfeldes und der Bereitschaft zu ihnen gewaltsam nur durch die Kriege, durch den ersten vor allem. Der zweiundzwanzigjährige Leutnant ist seiner ganzen Struktur nach wirklich noch ein Knabe. Aber da finden sich unvermutete Reserven, um auch hier zu bestehen. Die unersetzliche Erfahrung stellt sich zum ersten Male ein, unerwartete, in diesem Falle aufgezwungene Außenbedingungen seien Herausforderungen, die Potenzen in Freiheit setzen, von denen ihr Träger selbst nicht ahnte, daß er sie hat. Sehr viel später ist daraus dann ein pädagogisches Konzept geworden. Wer dünkte da nicht an unsere Exkursionen, an das Künanz-Haus, an Punta de Betin?

Noch einmal zum jungen Jäger, der mit einem alten Jagdhund als Kumpan herumstreift in einer Welt, die gerade die rechte Größe für ihn hat. Die erste von Welten steigender Weite, die später erobert werden dürfen. Der Knabe wird vom Vater im strengen, alten deutschen Jagdethos erzogen. Die Erlaubnis zum Töten wird mit der Verantwortung vor dem Töten beladen, bei Auswahl und Verfahren. Beim Knaben überwiegt noch der Triumph des Treffens das Elend der Zerstörung. Viel später, wieder einmal zur Jagd eingeladen, hebt der Erwachsene zur Verblüffung des Jagdherrn die Büchse nicht vor dem Hirsch. Als gewordener Biologe, nun vertraut mit der ganzen Breite der Manifestation des Lebendigen in der Welt, lehrt er seine Studenten die Verantwortung vor

jedem Eingriff an jedem Lebewesen, gleichgültig, ob es eine Amöbe ist oder ein Frosch, ein Meerschweinchen, ein Affe. Das Lebendige schlechthin ist mehr wert als der Komplikationsgrad seiner Konstruktionen. Wer daher in einem Lebewesen nicht mehr sehen kann als ein Objekt — der ist kein Biologe! Nach diesem Maßstab müßten freilich aus modernen biologischen Laboratorien viele vertrieben werden wie die Wucherer aus dem Tempel, weil sie nur Zinsen ziehen wollen für sich selbst aus dem Organismus.

Damals, in der Jungjägerzeit, wird eine Fledermaus geschossen, präpariert und gezeichnet. Mit dem Triumph des Treffens wurde sie aus der Luft geholt, nun liegt sie da als Leiche. Doch der Knabe versucht sich zum ersten Male auf dem Wege, auf dem er in seinem späteren Leben als Biologe viel Hingabe wird zu leisten haben und viel Freude und Bestätigung wird ernten können: Auf dem Wege der Resynthese, der Nachschöpfung. In diesem Falle ist an nachschöpfender, an nachschaffender Kraft nicht allzuviel aufzubringen; es geht mehr um das, was man dummerweise das „Ausstopfen“ nennt. Aber mit ausgespannten Flügeln soll es geschehen, und das gelingt. Der Neunzehnjährige wird in den Arbeitsnächten vor dem Abitur von der Fledermaus getröstet, die — von der Wärme der Lampe leise bewegt — über ihm hängt, von seiner Fledermaus! Die Hingabe an die Nachschöpfung, das Vertrautgewordensein, schafft tiefe Bindungen. Das macht das Leben eines Biologen so reich.

Hier beginnt die Bindung mit der Beziehung zum Stofflichen. Um ausgespannt bleiben zu können im getrockneten Zustand, müssen die Bauelemente der Flügel, müssen die zarten Knochen, muß die Flughaut so behandelt werden, wie es ihrem Gefüge, ihren stofflichen Gegebenheiten und damit ihren Eigenschaften entspricht. Und nichts in der Welt fühlt sich so an wie die Flughaut einer Fledermaus, weil nichts in der Welt so aufgebaut ist, von innen nach außen.

Arbeitsnächte vor dem Abitur — in dem Dachzimmer, das die Eltern für den Sohn bestimmen, fließt alles bisher Erlebte zusammen, wird mehr und bekommt Konturen. Hier wird zum ersten Male das Glück der Klausur erlebt und das Glück der eigenen Bücher. Zwei von denen, die der Vater mit unmerklicher Gezieltheit schenkt, werden in der Rückschau bedeutungsschwer: Die fünf Bände der „Käfer des Deutschen Reiches“ und *Darwins* „Reise um die Welt“.

Reitters „Fauna Germanica“ hilft zur Käfersammlung. Da ist kein Kollektionismus mit dem Ehrgeiz der Zahl, sondern Stück für Stück wird erlebt in seiner Einmaligkeit — von vielen sind heute noch Ort und Umstände der Begegnung in der Erinnerung lebendig. Die Lupe ist oft nötig zur Artbestimmung, sie zeigt aber mehr. Dem Betrachter fallen die

Grabbeine der Dungkäfer auf in ihrer Funktionalität. Bei verschiedenen Arten lassen sie sich reihen zu Stufen mit, so scheint es, zunehmender Perfektion. Die Reihe wird gezeichnet. Und da ist dann das Material für die, wenn man will, erste wissenschaftliche Arbeit. Der Primaner liefert zum Abitur eines humanistischen Gymnasiums eine freie Abhandlung ab über „Anpassungserscheinungen bei europäischen Käfern“. Von ihr bis zum Mitherausgeber einer „Zeitschrift für Morphologie und Ökologie der Tiere“ führt eine Linie.

Darwins „Reise um die Welt“ ist aufwühlend, weil sie zum ersten Male die Möglichkeit einer Begegnung mit der ganzen Breite der Mannigfaltigkeit in der Welt zeigt. Von der ersten Lektüre bis zu der Sternenstunde, als neben der *Xarifa* von *Hans Hass* das Meer von Salpen wimmelt, an der gleichen Position fast, an der *Chamisso* ihren Generationswechsel verstand, führt eine Linie. Die gleiche Linie führt weiter bis zu der Rektoratsrede, in der das Erlebnis leuchtender Planktonten zum Kernstück wird.

Darwins Bändigung seiner Erlebnisse durch die Akribie seines Berichts, die Fülle des dem Lesenden Unbekannten, fordert von ihm eine entsprechende Sorgsamkeit. Das Gymnasium bietet die Methode an: Der Text wird „präpariert“. Es entsteht ein geschriebener Kommentar zur „Weltreise“, vergleichbar dem Vokabelheftchen zum *Tacitus*, aber sinnfälliger durch viele aus der Literatur herausgesuchte Abbildungen, die nachgezeichnet werden. Der Vater ist stolz und läßt den Kommentar binden, mit eingeschossenen Blättern für allfällige Ergänzungen. So beginnt die Akribie aller späteren Abhandlungen bei der Erzogenheit, die das Gymnasium schafft. Und bei den rollenden Hexametern freudig auswendig gelernter *Homer*-Verse beginnt die Beziehung zur Sprache.

Die Fledermaus wird gezeichnet, die Käfer werden gezeichnet, die Freude am Zeichnenkönnen wird entdeckt. Das Feld, das sich da öffnet und eines bleibt für das ganze Leben, wird vielfältig fruchtbar unter der Aura des Elternhauses. Da stehen die über 100 Künstlermonographien der *Knackfuß*-Serie. Wenn der Knabe krank ist, bekommt er ein paar davon ins Bett. Die Reproduktionstechniken interessieren und der Holzschnitt wird selbst erprobt. Von da bis zu der Vorlesung des Privatdozenten über „Geschichte und Technik der zoologischen Abbildung“ führt eine Linie.

Die frühe Ergriffenheit vor dem *Dürer*-Blatt „Der Heilige Hieronymus im Gehäus“ bekommt im späteren Leben hohe Bedeutung, als das Wort von *Heinrich Wölfflin* gefunden wird über die Balken an der Decke der Klausur: „Der Künstler weiß, wie es der Materie zu Mute ist“. Meine Schüler wissen, daß das ein Lieblingszitat von mir ist. Meine Schüler

wissen auch, was damit gemeint ist: Die außerrationale Beziehung zur Jeweiligkeit des Stofflichen in der Welt, zu einer Jeweiligkeit, die bereits im Anorganischen gegeben ist, ihre letzte Überhöhung aber beim Organischen erfährt. Das Lebendige handelt am Anorganischen, indem es aus ihm Gestalten schafft. Es ist ein Schuß von Künstlertum, dessen der Biologe bedarf, will er vor den Gestalten des Lebendigen nachschöpfend bestehen — in Näherung wenigstens.

Hier muß jetzt *Otto zur Strassen* genannt werden, der den Weg an einer Gabelung entscheidende Lehrer, der selbst einmal statt zum Bildhauer zum Zoologen sich entschied. Mit ihm beginnt der Abschnitt des Weges, auf dem Beispiele zu Leitzielen und Freunde zu Helfern werden.

Es bewegt mich, daß ich, im Rückblick auf die Begegnungen, die mir geschenkt wurden, heute als Achtzigjähriger dasselbe sagen kann wie mein Vorgänger *W. J. Schmidt*, als er vor 13 Jahren zur Vollendung der gleichen Zahl von Jahren geehrt wurde: „Was man ward, das blieb man anderen schuldig!“

Meine Bekenntnisse zu dieser Schuldigkeit stehen in meinen Publikationen und meine Bemühungen, in geschriebenen und gesprochenen Portraits den menschlichen Entitäten, die uns schon verlassen haben, gerecht zu werden sind, wenn man will, auch Teile einer Selbstbiographie. Das gilt auch für meine wissenschaftlichen Arbeiten. Man wird nur wenige finden, die nicht, außer den Sachlichkeiten, einen Nachklang von dem enthalten, was ich geschenkt bekam in der Folge: Begegnung — Frage — Forschung — Erlebnis — vertiefte Begegnung.

In dem, aus diesen Gründen, für mich so beglückend reichen Felde, das ich habe durchschreiten dürfen, möchte ich noch einmal eine Linie kennzeichnen.

Otto zur Strassen sorgte für ein Stipendium zum Besuch der Zoologischen Station Neapel und wenn das schon für einen knapp war, reichte es doch für uns beide, wenn wir spartanisch waren. Von diesem ersten Aufenthalt an der Station ist uns nur noch das Wohlwollen in der Erinnerung, mit dem *Reinhard Dohrn* das junge Paar betrachtete und auch beachtete, obwohl es da so schrecklich viele Bonzen gab. Das hätte eine Episode bleiben können. Aber in vielen Arbeitswochen, die ich dann nach dem zweiten Kriege an der Stazione verbringen konnte, erwuchs aus der Begegnung mit *Reinhard Dohrn* eine Freundschaft, die ich für eine Krönung meines Biologendaseins halte: Ich habe dabei sein dürfen, als, in den Nachkriegsjahren, die Zoologische Station der Ort war, der einzige Ort in der Welt, an dem europäische Gesinnung lebendig war, mehr noch, verantwortliches Weltbürgertum. Auf dem Schreibtisch von *Reinhard Dohrn* stand, kein schöneres Symbol hätte es geben können, die Büste von *Fridtjof Nansen*, auch einem seiner Freunde. *Nansen* hat

seinen Weg als Zoologe begonnen, mit einer Arbeit über die hintergründigen Myzostomiden. Am Ende seines Weges stand der von ihm geschaffene *Nansen-Paß*, eine erste Form von „amnesty international“!

80 Jahre! Ein Leben ist geführt worden von der Idylle bis zu den Vorzeichen einer Apokalypse, wie sie uns heute bedroht. Die gleichen Kräfte des Lebendigen in der Welt, die den Menschen haben werden lassen, ohne sein Zutun, haben ihn dazu geführt, die Gesetze des Lebendigen zu erkennen. Sie haben ihn aber zugleich dazu verführt, sie zunehmend schnöde zu mißachten. Das Lebendige in der Welt lebt durch die Maße, die es sich selbst setzt, in der Zeit und im Raum. Das Lebendige in der Welt stirbt durch die Maßlosigkeit, in der Zeit und im Raum, zu der der Mensch die Freiheit mißbraucht, für die er als ein Hütender eingesetzt sein könnte, in der er jetzt aber als ein Gefallener versagt.

Ich habe meinen Vater nur einmal weinen sehen — als einer der ersten Flugapparate über die Dächer zog. Da war die Verwirklichung des ikarischen Traums! Wir alle müßten stündlich weinen, weil wir die *Concorde* haben!

Hohn und Frevel! Diese Machbarkeit aus Materie trägt den Namen der höchst existenten Immaterialität, die mit dem Lebendigen verbunden, in dieser Gebundenheit aber transzendent ist. Sie trägt als international verständliche Vokabel den Namen des möglichen Einklangs menschlicher Seelen mit dem Symbol ihrer Herzen. Gemeint ist damit aber ja nur die Einigkeit zum Geschäft und das ist bestimmt keine *sympatheia*!

Wenn wir Biologen dazu privilegiert sind, die Transzendenz beim Lebendigen von unserem Wissen her in ihrer Ungeheuerlichkeit zu sehen — muß dann noch etwas gesagt werden darüber, daß wir das Glück, Biologen sein zu dürfen, zu bezahlen haben mit der Verantwortung, der wir uns stellen müssen in unserem Dasein, warnend und handelnd?

Resignation? Es ist soviel von Menschenwürde die Rede in diesen Tagen. Immer wieder einmal wird uns mit Bekennermut gezeigt, worum es dabei eigentlich geht, neulich zum Beispiel von *Kolakowski* in der Paulskirche: Daß wir unser Menschseindürfen zu verteidigen haben gegen ein Menschseinmüssen, bis zur letzten Stunde!

Weil es mehr gibt in der Welt als nur Zufall und Notwendigkeit!